

Nr. 144. Bydgoszcz / Bromberg, 27. Juni 1937

Lilians indisches Abenteuer

Roman von Katrin Holland.

(20. Fortsetzung.) ———

Lawson und Lambertz verständigten sich durch einen Blick, daß sie Muhammed Ali freie Hand lassen wollten.

Kurz darauf trat derselbe junge Offizier ein, der bei ihrer Heimkehr die Frage nach Gulbaz beantwortet hatte.

„Kommen Sie nur herein, Leutnant Muntaz, und setzen Sie sich zu uns." Muhammed Ali bot ihm eine Zigarette an. „Ich wollte eine Frage an Sie richten. Meine Freunde hier wünschen einen Ringkampf zu sehen. Ich habe ihnen von Gulbaz erzählt, der dem Chinesen Sin-Po die Rippen gebrochen hat. Sagen Sie, gibt es irgend jemand, der Gulbaz ebenbürtig wäre?"

„Nein, Huzor (mein Herr)", erwiderte der junge Leutnant Muntaz, der sich etwas linkisch auf den ihm angewiesenen Platz setzte, nachdem er der kleinen Gesellschaft vorgestellt worden war. „Es gibt niemand hier, der es wagen würde, im Kampf gegen ihn anzutreten, nachdem er Sin-Po erledigt hat. – Wie Sie wissen, Huzoor, starb Sin-Po an den Folgen dieses Kampfes."

Wie alle schüchternen Leute, die einmal den Mut aufgebracht haben zu reden, konnte er jetzt kein Ende finden und wurde plötzlich vertraulicher, als es seiner Stellung vielleicht geziemt hätte. „Ich wünschte, wir könnten jemand finden, der ihn besiegen würde, denn er wird mit jedem Tag arroganter und unverschämter."

„Wieso?" ermutigte ihn Muhammed Ali und füllte höchst eigenhändig die Gläser seiner Gäste.

„Er verweigert ständig seinen Dienst und entfernt sich ohne Erlaubnis, wann immer ihn die Lust zu einem Urlaub anwandelt. Erst letzthin, in der Heißwetterperiode, war er für mehrere Monate abwesend. Wir hofften schon, ihn endlich für immer los zu sein, als er eines Tages kaltblütig in den Wachraum eintrat und sich dazu herabließ, uns zu erklären, er wäre fort gewesen, um eine Blutrache zu erledigen. Und dann brachte er uns beinahe den Mann um, dem wir sein verlassenes Zimmer gegeben hatten."

„Aber", rief Muhammed Ali erstaunt und verwirrt, „warum erlaubt ihm der Hauptmann ein solches Benehmen? Er sollte als Deserteur behandelt werden!"

„Huzoor, der Hauptmann machte einen Bericht an Ihren erlauchten Vater, der in außerordentlichen Zorn über Gulbaz geriet, aber Herr, Sie wissen, Seine Hoheit sind sehr stolz, daß Gulbaz alle anderen Pailwans (Ringer) besiegen kann, und so vergab er ihm schließlich. Und jetzt sind wir hilflos, denn er hat das Ohr der Sirkar (Regierung) und erst letzte Woche war er wieder für ein paar Tage fort."

„Hauptmann Burkalla scheint sehr nachlässig zu sein und meinem Vater die Dinge nicht richtig dargestellt zu haben."

Lilian warf einen erstaunten Blick auf das plötzlich verwandelte Gesicht ihres Gastgebers. Ein leidenschaftlicher Zorn veränderte die schönen gleichmäßigen Züge von Grund auf. Seine sonst so ruhige, weiche Stimme klang plötzlich mit metallener Schärfe.

„Wo ist Gulbaz nun?"

Der kleine Leutnant Muntaz, dem erst jetzt klar wurde, daß hier Ernsteres auf dem Spiele stand, als eine Beschwerde, die wohlwollend angehört wurde, klappte die Hacken aufspringend zusammen. „Auf der Wache, Hoheit, das erstemal, daß er sich nicht weigerte, den Posten zu beziehen."

„Gut", sagte Muhammed Ali. „Dann gehen Sie bitte und teilen Sie Gulbaz mit, ich möchte mit ihm über einen Ringkampf sprechen, den ich für die nächsten Tage veranstalten will. Schicken Sie ihn umgehend herauf. Sobald er den Wachraum verlassen hat, nehmen Sie sich vier bis sechs Männer und beziehen Sie Posten in dem Korridor außerhalb dieses Zimmers. Aber ziehen Sie besser die Schuhe aus. Ich will, daß jeder unnötige Lärm vermieden wird. Ich werde rufen oder klingeln, falls ich Sie brauchen sollte."

Muntaz schlug wiederum die Hacken zusammen und verließ schnell den Raum.

Muhammed Ali schloß sorgfältig die Türen, die zum Balkon führten und wollte gerade Lilian bitten, sich zurückzuziehen, als Gulbaz erschien. Auf der Schwelle der Tür blieb er stehen, salutierte und verharrte dann bewegungslos. Ein kolossaler Kerl, einem Bären ähnlich, der hohe Turban der Leibwache ließ ihn noch größer und imposanter erscheinen.

Martin warf einen Blick auf Lilian, die ihm zunickte. Er hätte sie lieber nicht im Zimmer gehabt. Lawson gab ihm unmerklich mit den Augenlidern ein Zeichen.

„Gulbaz", sagte Muhammed Ali, „ich möchte einen Ringkampf zwischen dir und einem anderen Mann, der einen großen Ruf in Persien und Afghanistan hat, veranstalten. Wie lange brauchst du, um wieder in Übung zu kommen"

„Ich bin immer in Übung, Herr! Wer ist der Mann?"

„Ein Amateurringer, den dieser Sahib", er deutete flüchtig auf Lambertz, „mir empfohlen hat. Ich bin bereit, einen Preis auszusetzen, da dieser Mann glaubt, dich besiegen zu können. Tausendfünfhundert Rupien für den Gewinner — fünfhundert für den Verlierer."

„Ich kämpfe nicht mit Krähen", antwortete Gulbaz mit einem verächtlichen und unverschämten Blick auf Lambertz, den er „unauffällig beseitigen" sollte, wie sein Auftrag lautete.

„Was wagst du? Was erlaubst du dir! In Gegenwart eines Sahib, eines Freundes von mir, so zu sprechen!" versetzte Muhammed Ali wütend. „Du scheinst eine gehörige Strafe zu verdienen. Hast du vergessen, was du vor zwei Jahren bei den einundzwanziger Punjabis gelernt hast?"

„Einundzwanziger Punjabis!" unterbrach Lawson plötzlich. „Ich kenne sie gut, da Arnstruthers der Befehlshaber war. Ich habe sie mehrere Male in Peshawar gesehen. Nie war dieser Mann dabei, eine solche Erscheinung wäre mir unbedingt aufgefallen."

„Das ist eine ernste Angelegenheit", sagte Muhammed Ali. „Gulbaz kam mit einem Empfehlungsbrief des Kommandeurs zu uns, mit einem auffallend guten Führungszeugnis, als besonders zuverlässig gelobt. Der Brief erwähnte sogar, daß man ihn bei einer besseren Vorbildung zum Eingeborenenoffizier befördert hätte. Wenn Sie recht haben, muß dieser Brief gefälscht gewesen sein. Was für Erklärungen hast du, Gulbaz,"

„Der Sahib lügt", antwortete Gulbaz höhnisch und unverschämt. „Aber ich denke gar nicht daran, zu bleiben, wo man mich nicht schätzt. Von diesem Augenblick an betrachte ich mich als aus Euren Diensten entlassen."

Sprach's und drehte sich kurz auf den Hacken um.

„Nichts dergleichen!" sagte Muhammed Ali, der nur noch mühsam seine Ruhe bewahrte. Seine Lippen waren blaß vor Wut. „Du stehst unter Militärgesetz und du bist wegen Betruges und Ungehorsam verhaftet."

„Ich werde tun, was mir paßt. Bleiben, wenn es mir gefällt, und gehen, wenn ich Lust habe." Mit unverstecktem Hohn und Verachtung sah Gulbaz von seiner riesigen Höhe auf die drei Männer und die kleine weiße Frau hinab. „Wer sollte mich hindern?"

„Das wirst du sehen!" rief Muhammed Ali. „Muntaz!"

Und im nächsten Augenblick fand sich Gulbaz seinem Leutnant und vier Männern der Leibwache gegenüber. Er wußte, wie unbeliebt er unter seinen Kameraden war, und daß sie die Gelegenheit, ihm eins auszuwischen, nur allzu gerne ergreifen würden.

Einmal gefangen, war seine Aussicht auf Flucht und Entkommen gleich null. Er sah im Augenblick keinen Ausweg, aber er hatte den Mut eines Löwen und war bereit, alles zu versuchen. Wenn man ihn schon erwischte, so sollte man ihm nicht nachsagen können, daß er jemals einen Auftrag nicht ausgeführt hatte. Für den Bruchteil einer Sekunde verharrte er unbeweglich. Seine einzige Chance lag in seiner gewaltigen Körperkraft und der Angst und dem Schrecken, die seine Persönlichkeit verbreitete. Dann, mit einer geradezu phantastischen Beweglichkeit, die niemand bei diesem Schwergewichtler hätte voraussetzen können, sprang er, ein kurzes Messer aus dem Gürtel ziehend, auf Lambertz los.

*

In demselben Augenblick aber, als er sich auf Lambertz stürzen wollte, erkannte auch der zunächst stehende junge Leutnant Muntaz die Gefahr, die dem Gast seines Herrn drohte und warf sich zwischen die beiden.

Gulbaz bekam den unglücklichen Offizier am Genick zu fassen, schüttelte ihn wie einen jungen Hund und warf ihn gegen Lawson der dem Anprall nicht widerstand und zu Boden fiel. Muhammed Ali, der ahnte, daß Gulbaz am allerletzten sich an ihm vergreifen würde, deckte Lilian mit seinem Leibe, während Lambertz auf dem Tisch stand, bereit, sich Gulbaz entgegenzuwerfen. Aber Gulbaz, den schweren Körper einer der Leibwachen als Deckung benutzend, schleuderte das hocherhobene Messer gegen Lambertz, der nur durch eine blitzschnelle Beugung des Kopfes dem tödlichen Wurf entging. Die drei übrigen Männer, die bis jetzt vergebens versucht hatten, einzugreifen, stürzten sich über Gulbaz her, aber wie durch ein Wunder gelang es ihm, sie sich vom Leibe zu halten, während er gleichzeitig Lambertz, der die Pistole schußbereit hatte, aber nicht zu schießen wagte, um nicht einen der Soldaten zu treffen, mit einem Stuhl bedrohte und sich damit den Rückzug sicherte. Was niemand für möglich gehalten hatte, gelang. Gulbaz gewann den Ausgang, den Verfolgern den Körper ihres Kameraden als Hindernis vor die Türe werfend. Er selber sauste die weite Marmortreppe hinab. Als einziger folgte ihm Lambertz. Der Lärm dieses Auftritts hatte manche Mitglieder des Haushalts auf den Schauplatz gebracht. Alles lief verwirrt und atemlos durcheinander. Was war geschehen? Die Soldaten versuchten zu erklären. Muhammed Ali bemühte sich um Lawson, und Lilian verband mit einigen Taschentüchern Muntaz, der arg mitgenommen war. Er hatte den linken Arm gebrochen, während Lawson mit ein paar saftigen Beulen und einem Bluterguß davongekommen war.

*

Inzwischen hatte Gulbaz, die allgemeine Verwirrung benutzend, eine geheime Tür erreicht, die vom Palast ins Freie führte und die nur wenigen Personen bekannt war.

Lambertz sah, von einer Säule gedeckt, wie der Riese mit einem gewaltigen Sprung sich gegen die holzverkleidete Wand warf, die das Tor verbarg.

Er hob die Schußwaffe und zielte sorgfältig. Aber noch ehe sein Zeigefinger den Abzug berührte, sah er auf der Säule überraschend einen Schatten auftauchen. Er spürte einen dumpfen Schlag auf den Kopf. Dann wurde es Nacht um ihn.

Lawson hatte als erster das Fehlen Martins bemerkt. Und obwohl die Wunden ihn schmerzten, machte er sich sofort an die Verfolgung von Gulbaz in der Hoffnung, wenigstens den Freund zu finden. Die offene Geheimtür wies die Spur. Nicht weit von ihr lag an einer Säule auf dem Steinboden Lambertz, die Pistole in der Hand. Ein schrecklicher Gedanke durchzuckte Lawson. Fast in der gleichen Haltung hatte man Baker auf seinem Schlafwagenbett tot aufgefunden.

Er warf sich über den Freund, riß seinen Rock auf, um den Herzschlag hören zu können.

Eine tonlose Stimme klang neben ihm auf: „Lawson, um Gottes willen, ist er tot?"

Den Bruchteil einer Sekunde herrschte Stille, marternde Stille, die Lilian eine Ewigkeit dünkte.

Dann sagte Lawson: „Nein, Lilian, er ist nur ohnmächtig. Er lebt."

Gulbaz aber und den Unbekannten, dessen Schlag Lambertz niedergestreckt, hatte die nahe Dschungel aufgeschluckt und unauffindbar verborgen.

„Macht nichts", sagte Lambertz, als er wieder zu sich gekommen war, wenn auch mein Kopf schmerzt, wenigstens sind wir um etwas klüger, und vielleicht wird der morgige Tag und das Verhör der Frauen uns weiter bringen. Immerhin wissen wir jetzt, daß Gulbaz zu der Bande gehört, der wir auf der Spur sind. Und vielleicht ist auch Monsieur Laroche nicht weit", fügte er sinnend hinzu. „Ich glaube, ich habe seine Stimme erkannt, bevor ich ohnmächtig wurde."

(Fortsetzung folgt.)

Mademoiselle verschenkt Paris.

Heitere Skizze von **Johannes Tralow.**

An jenem herrlichen Sommertage, da Mademoiselle Paris wegschenken sollte, damals als Ludwig XIV. von Frankreich noch ein kleiner Junge war, hatte Marschall Turenne es den Parisern zum Küssen gerichtet. Er hatte den Prinzen Condé und seine Rebellenarmee fest zwischen Paris und die Seine gequetscht und den Prinzen gestellt. Nun brauchen die Pariser sich nur in die Fenster zu legen, und die Königsschlacht konnte beginnen.

Aber König oder Prinz, Absolutismus oder Freiheit — diese Schlacht bedeutete weit mehr, sie war in Wahrheit eine Schlacht vor den Augen und zu Ehren der Damen von Paris!

Die Stadt selbst verschloß sich zwar vorläufig noch beiden: Dem kleinen König und dem Herrn von Condé, der siegen mußte, wollte er nicht untergehen — Flucht war unmöglich.

Es war, als hätte jedermann Feuer in Röcken und Hosen, und darum war auch nicht einzusehen, weshalb es Mademoiselle anders ergehen sollte.

Hosen hatte sie allerdings zur Stunde nicht an, das Fräulein von Montpensier, von Eu, Aumale, Dombes und von Orléans, die Tochter des Herzogs von Base des regierenden Königs, wenn sie auch sonst dieses männliche Kleidungsstück keineswegs immer verschmähte. Doch heute hatte der Herr Papa ihr das Gassenlaufen mit Nachdruck verboten, und darum war sie lieber im Bett geblieben. Aber das Schicksal hatte ein Einsehen und schickte ihr jetzt die Herzogin von Châtillon — ihr selbst zum Trost, der Herzogin zur Strafe. Denn die Châtillon tat sich sonst gar leicht und hatte keine Bedenken. Sonst! Aber heute hatte sie ihre beiden Liebhaber draußen, und beide kämpften.

Der eigentliche und amtliche Liebhaber war zwar nur der Herzog von Nemours. Aber die Châtillon hinterging den Herzog, gar kein Zweifel, sie betrog ihn mit Condé, — wenn man noch hintergehen nennen durfte, was alle Welt und die Beteiligten wußten.

Den Nemours hätte Mademoiselle nun zur Not noch zugestanden, aber das mit Condé war sie nicht gewillt zu dulden! Und als jetzt obendrein ein Kavalier die Nachricht von Nemours' Verwundung brachte, war das Maß voll. Mademoiselle sprang aus dem Bett! Und sie werde auf keinen Fall zugeben, daß diese Gans von einer Châtillon an der Spitze eines fiebrigen Volks zu ihrem verwundeten Geliebten gackere, dachte die Dame, und ebenso wenig, daß sie vielleicht auch noch dem Prinzen in die Steigbügel klettere, um sich auf diese Weise als die Geliebteste der Geliebten einen heldenhaften Übernamen zu erschleichen. Davor möge der Himmel bewahren, lautete Mademoiselles Stoßgebet, denn er könne doch unmöglich erlauben, daß dieser Tag einer andern gehöre und nicht einzig ihr, der großen Mademoiselle!

„Mein Herr", wandte sie sich an den Kavalier, wollt Ihr mich führen? Ich möchte nach meinen Verwandten sehen."

Keine Kutschen und Sänften, keine Zeit verloren, einfach zu Fuß und hinein unter das begeisterte Volk! Es war ein Triumphzug, bis Mademoiselle etwas sah. Von einem Fenster an der Stadtmauer erblickte sie das Kampffeld.

Es war heißer Mittag, und die Schlacht stand. Zweimal hatte Turenne selbst die Barrikade vor der Antoni-Gasse gestürmt, zweimal hatte der Prinz selbst auf Pistolennähe Turenne wieder hinausgeworfen. Kurze Ruhe herrschte jetzt. Condé war am Ersticken. Er riß den Panzer herunter. Schon war ihm wohler.

Mademoiselle sah nur eins: diesen ruhmbeschütteten Feldherrn, während das Schicksal vielleicht schon gegen ihn ausholte. Und diesem Mann wollten die Stadtherren Paris verschließen!

Wie Mademoiselle dann gar an ihrer Schulter den Atem der Châtillon spürte, war alles entschieden. Sie riß sich herum. „Herzogin, kommt Ihr mit?"

„Wohin, Mademoiselle?"

„Zu Monsieur, meinem Vater, aufs Stadthaus, zur Bastille, an die Kanonen —. Herzogin, ich schenke dem Prinzen Paris!"

Und dann holte das Schicksal aus und schlug zu.

In der Straße von Chartenton fiel die Entscheidung, die bei aller Tapferkeit der Prinzlichen nur ein Rückzug sein konnte.

Es war aus. Es schien aus. Denn in diesem Augenblick königlichen Sieges mischten sich die Batterien der Bastille in den Streit: für Condé und gegen den König.

Mademoiselle hatte es geschafft. Sie hatte jedem, der sich entgegenstellen wollte, gedroht, ihn durch das Volk zerreißen zu lassen, und sie hatte alle überwunden: ihren Vater, den Stadtrat und selbst den widerborstigen alten Marschall L'Hôpital, dem gegenüber sie sich anheischig gemacht hatte, ihm den Bart eigenhändig auszureißen.

Die Hauptstadt öffnete sich also dem geschlagenen Feldherrn und Rebellen.

Noch Stunden mußte Condé freilich um den Rückzug kämpfen. Dann erst betrat er unter den acht letzten die Stadt. Keinen Verwundeten ließ er zurück, keinen Bagagewagen, und seine Fahnen schlugen wie mit schwarzen Flügeln den Abend.

In der Stadt war überall Sang. Die Pariser bejauchzten ihren vergötterten Prinzen, und Mademoiselle erwartete ihn festlich im Luxenbourg, dem Hause der Orléans.

Eine Brandung von Geschrei wälzte sich aus den Straßen dahin: „Der Prinz, der Prinz!!"

Ein Aufriß der Türen: „Der Herr Prinz"

Die Châtillon machte nun zwar einen Schritt zu ihm hin. Dann jedoch wurde sie bleich und gefror — zur größten Beglückung Mademoiselles: der Prinz hatte sie nicht einmal angesehen.

Aber mit Mademoiselle trat er auf den Balkon.

„Der Prinz! Mademoiselle! Die große Mademoiselle und der große Condé!!"

Wie sich beide zurückbegaben, ins Geleucht der Kerzen und nackten Schultern, in das zärtliche Drängen der Violinen, zu Kavalieren und Frauen, Spitzen und Sporen, Pagen und Priestern, — da war die Châtillon schon entrauscht.

Nichts anderes war ihr übrig geblieben. Denn in Wirklichkeit hatte sie die Schlacht von Saint Antoine verloren.

Champagner im Tigerkäfig.

Folgender Fall hat sich vor kurzem in Singapore ereignet und großes Aufsehen erregt.

Der in ganz Ostasien bekannte Zirkus Harmston gab wieder einmal ein Gastspiel in Singapore. Der Zirkusdirektor ließ in der ganzen Stadt grelle Plakate aufkleben, in denen er 100 Dollar demjenigen Besucher versprach, der den Mut hätte, in einem Tigerkäfig eine Flasche Champagner auszutrinken. Das Angebot wurde zu einer Tagessensation. Wo um Himmels willen in Europa hätte die Polizei eine derartige Aufforderung geduldet? In Singapore zuckte die Polizei die Achseln darüber.

Wie dem auch sei: der Direktor erreichte sein Ziel. Der Zirkus war ausverkauft, zu doppelten Preisen. Mitten in der Arena stand ein großer eiserner Käfig, in dem das beste Exemplar der Raubtiermanege auf und ab ging. Ein riesengroßer Königstiger. Der Direktor begab sich in die Arena und erklärte in einer kurzen Rede die Bedingungen des „Wettbewerbs". Das Personal stellte inzwischen im Käfig einen Tisch auf, auf dem eine entkorkte Champagnerflasche stand. Vor dem Tisch stand ein Stuhl. Man brauchte nichts anderes zu tun, als in den Käfig einzutreten, sich auf den Stuhl zu setzen und den kostbaren Wein bis zum letzten Tropfen auszutrinken.

Nach langem Zureden erhob sich als einziger ein eleganter Herr, ein Halbblut offenbar, und ging lässig in den Käfig. Kaum hatte er an seinem Glas genippt, als der Tiger anfing, unheimlich zu knurren. Der Mann im Käfig wurde nervös und bekam beim zweiten Glas einen Hustenkrampf. Der Tiger hatte inzwischen seinen Platz in der Ecke, wo er sich hingekauert hatte, verlassen und schlich um den Tisch herum. Den Blick fest auf den Gast geheftet. Jetzt hielt es der Wettbewerber nicht mehr aus. Er stürzte, so schnell er nur konnte, zur Tür, die bereitwillig geöffnet wurde. Der Tiger machte Miene, herauszuspringen, um sein Opfer zu fassen. Er mußte von mehreren mit kurzen scharfen Lanzen bewaffneten Zirkusdienern in den Käfig zurückgejagt werden. Das Publikum — es waren zum größten Teil Farbige — brüllte vor Vergnügen, jedoch fand sich kein Kandidat mehr, der den Käfig betreten wollte. Der Direktor hielt sein Angebot auf die Dauer der Gastspiele aufrecht.

An dem gleichen Abend wurde der Vorfall im vornehmen Singapore-Club diskutiert. Ein fremder Diplomat hatte die Unvorsichtigkeit, zu behaupten, es wäre keine Kunst, eine Flasche Champagner im Tigerkäfig zu leeren. Ein englischer Ingenieur nahm ihn beim Wort. Eine Wette wurde geschlossen, und am nächsten Tag konnte man Plakate folgenden Inhalts an allen Straßenecken Singapores bewundern: „Ein bekanntes Mitglied des Singapore-Club wird Donnerstag, um 9 Uhr abends, eine Flasche Champagner in Gesellschaft des Königstigers Radja trinken."

Der Diplomat, der ein eifriger Zirkusbesucher und Stammgast bei Harmston war, suchte den Tierbändiger Bembo auf und zog ihn zu Rat. Der Tierbändiger beruhigte den mutigen Mann und versprach ihm, hinter dem Käfig zu stehen und scharf aufzupassen. Vor allem: Der Tiger haßte, so wollte der Bändiger wissen, Jazzmusik. Dagegen liebte die Bestie schmachtende Wiener Walzer. Wenn diese Musikstücke gespielt wurden, behauptete der Tierbändiger, dürfte alles gut gehen.

Der große Abend brach an. Eine ungeheure Menschenmenge stand vor dem Zirkus. Es waren alles Leute, die nicht mehr herein konnten. Die Spannung im Zirkus selbst war ungeheuer gestiegen. Punkt 9 Uhr wurde der Tigerkäfig hereingerollt. Ein eleganter Herr mittleren Alters im Frack durchschritt die Arena und betrat den Käfig. Im gleichen Augenblick stimmte die Kapelle den Walzer aus Léhars „Lustiger Witwe" an. Der Diplomat goß sich ein Glas ein und stürzte es herunter. Der Tiger knurrte zwar, als er den Fremden in seinem Käfig sah, beruhigte sich aber bald. Das Tier schien tatsächlich den Klängen der Musik zu lauschen. Nach der „Lustigen Witwe" ertönte der Donauwalzer. Inzwischen hatte der Diplomat die Flasche ausgetrunken. Sein Mut stieg, und er verlangte mit lauter Stimme nach einer zweiten Flasche Champagner. Den Tiger schien er ganz vergessen zu haben. Dem Direktor war

es immerhin genug. Der erste Preis und zugleich die Wette waren gewonnen. Von unbeschreiblichen Beifallsstürmen begleitet, verließ der Diplomat den für ihn unpassenden Ort.

Der Direktor überreichte nun dem tapferen Gewinner einen verschlossenen Briefumschlag. Als der Diplomat ihn später im Club öffnete, fand er darin einen Zettel, auf dem stand: „Der Inhaber dieses Zettels ist berechtigt, Freikarten im Betrage von 100 Dollar von der Zirkusdirektion zu erhalten." Das war allerdings asiatisches Pech!

Die wunderbare Reise.

Skizze von **Wolfgang Joho.**

An anderen Donnerstagen brachte er Marianne nur bescheidene Primeln oder einige Maiglöckchen, mehr eine Musterprobe als die Andeutung eines Straußes, weil mit jedem Pfennig genau gerechnet wurde, unerbittlich genau. An diesem Donnerstag aber kaufte er einen ganzen Strauß Rosen. Es war ihm so plötzlich durch den Kopf geschossen, und er hatte sie verlangt, ohne klar zu überlegen, tollkühn, ähnlich einem Landstreicher, der ein Hotel betritt.

Dabei war an diesem Tag nichts geschehen, nicht das geringste, es sei denn, daß man das schüchterne Vorblinzeln der Sonne zwischen schwarzen Wolkenrändern und einige hoffnungsvolle blaue Löcher in der grauen Wand des Himmels schon als Ereignis bezeichnen wollte. Martin aber war fröhlich. Er freute sich auf den Augenblick, da er den Strauß Marianne in die Hand drücken würde.

Martin sprang auf den Omnibus, der mürrisch, verdrossen und ausgeleiert durch die Vorstadt ratterte. Regenfeuchte Mäntel verbreiteten einen traurigen Geruch. Die Blumen aber, alles überduftend, schienen einen seltsamen Zauber auszuströmen, der Gegenwärtiges auslöschte und Unwirkliches gegenwärtig machte und der Martin wie auf einer sanften Woge dahintrug. — Indes der Omnibus brummend und holpernd durch die Straßen fuhr, segelte Martin mit seinem Strauß tollkühn über Häuser und Städte hinweg . . .

Ich würde zu Marianne sagen: „Hast du Lust, mit mir für eine Woche nach Paris zu fahren?" So ganz nebenbei, als ob es gar nichts Besonderes wäre. Am Bahnhof würden wir in die Metro steigen, Richtung Porte Orléans — oh, ich weiß noch gut Bescheid von früher —, und am Pont St. Michel würden wir aussteigen, und ich würde dir zuerst die abendliche Silhouette der Notre-Dame drüben über der Seine zeigen . . . Und später das Panthéon, die Bücherkästen an den Quais, den Blick von den Tuilerien zum Triumphbogen . . . An einem Mittag würden wir oben im „Printemps" Kaffee trinken, über die Dächer bis fern nach Sacré Coeur hin blicken, dann mit einem kleinen Dampfer nach Saint Cloud fahren und in einer Jahrmarktsbude um fünf Pfund Zucker würfeln und . . .

Die Blumen dufteten, der Omnibus brummte unwillig und war bald am Ziel, und Martin segelte immer tollkühner auf seiner Wolke dahin. Er wußte zwischendurch, daß alles Traum und Phantasterei war, aber das Unwirkliche machte ihn heiter bis zum Zerspringen. Während er die stille Straße hinunterschritt, träumte er weiter. Vielleicht könnte man sogar noch einen Abstecher in die Touraine machen, an die Loire. Dann stand er vor Mariannes Wohnung. Leise ging er um das Haus herum und durch die Gartentür in ihr Zimmer hinein. Er hörte ihre Stimme nebenan und hatte ein wenig Herzklopfen. Den Strauß mit Rosen legte er halb versteckt auf einen Tisch in der Ecke. Dann wartete er, bis sie kam. Marianne erschrak zuerst, dann gab sie ihm lachend die Hand. Schließlich entdeckte sie den Strauß, den unwahrscheinlich üppigen. „Wie lieb!" sagte sie leise, wie zu sich selbst. Aber er hört es wohl, und das Herz schlug pochend. Später sagte sie: „Morgen nachmittag habe ich frei. Vielleicht könnten wir hinausfahren und eine kleine Wanderung machen . . ." — „Ja . . ." —

Sie gingen auf einem Waldweg, am Rand der Felder. Die Sonne gab der Erde einen goldenen Ton. Sie sahen eine Lerche trillernd aufsteigen. Martin hatte Marianne untergefaßt. Paris war weit. Es war seine wunderbarste Reise.



Bunte Chronik



30 Jahre im Schlaf.

17 Jahre alt war Anna Swanepoel, die Tochter eines Farmer-Ehepaares in Transvaal, als sie sich abends zum Schlafen niederlegte. Sie schlief ohne das geringste Anzeichen einer Krankheit ein und dennoch war es ihren Eltern am nächsten Morgen unmöglich, sie zu wecken. Das Mädchen schlief ununterbrochen weiter. Viele Wochen, Monate, Jahre. Die Ärzte konnten nur eine besondere Art der Schlafkrankheit feststellen und sahen sich zu jeder Hilfe außerstande. Die Eltern pflegten sie mit rührender Fürsorge und als sie schließlich starben, kam das schlafende Mädchen in ein Krankenhaus nach Johannisburg. Auch hier konnte ihr nicht geholfen werden.

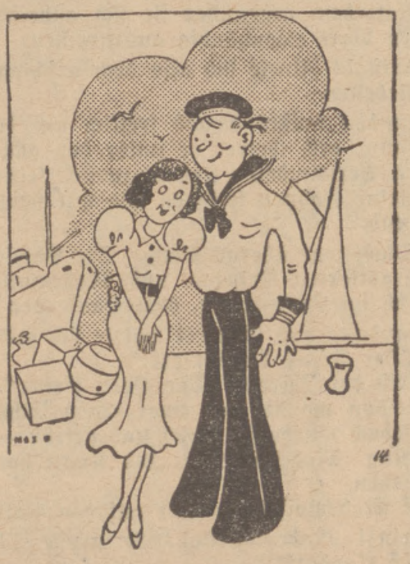
Erst dieser Tage, dreißig Jahre, nachdem sie in ihren totenähnlichen Schlaf verfiel, ist sie aufgewacht. Jetzt ist sie gesund wie jeder andere Mensch und hat auch ein ganz normales Schlafbedürfnis. Ihr Bett wird sie allerdings nicht wieder verlassen können, denn durch den dreißigjährigen Schlaf sind ihre Beine so steif geworden, daß sie nicht mehr laufen kann. Sie kann es nicht begreifen, daß sie volle dreißig Jahre geschlafen haben soll, denn sie hat noch alle Vorgänge, die sich unmittelbar vor ihrer rätselhaften Krankheit abgespielt haben, in frischer Erinnerung. Sie lebt noch immer in der Welt der alten Ochsenkarren und des Burenkrieges und hat natürlich keine Ahnung von Telephon, Radio und Flugzeugen. Trotz ihrer 47 Jahre ist sie noch in jeder Beziehung das siebzehnjährige Mädchen von ehedem. Sie liest am liebsten Kinderbücher und spielt mit Puppen. Aber sie ist doch intelligent genug, um den Ärzten auf alle Fragen ausführlich Rede und Antwort stehen zu können. Man hofft, durch die Beobachtung ihres Schlafes und ihrer dann ziemlich plötzlichen Gesundung wichtige Einzelheiten über die Schlafkrankheit zu erfahren.



Lustige Ecke



Die Glückliche.



„Ich wollte dir einen kleinen Affen aus Afrika mitbringen, der Kapitän erlaubte aber nicht — —"

„Das macht nichts, Peter, ich hab' ja dich!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. o., beide in Bromberg.